Die einfachen Mittel sind die besten

Der künftige IASS-Chef Ortwin Renn in Potsdam

Politiker seien lieber Helden als vorsorgende Hüter, stellt Ortwin Renn fest. Das sei auch verständlich, schließlich wollten sie ja Wahlen gewinnen. Deshalb präsentierten sie sich eher als Retter nach der Flutkatastrophe auf den Schutzdeichen als große Summen dafür auszugeben, damit die Überschwemmung erst gar nicht eintritt. „Bei einer guten Vorsorge bleibt die Katastrophe aus, es fehlt der sichtbare Schaden und dann fragen sich die Leute, wofür eigentlich so viel Geld im Vorfeld ausgegeben worden ist“, sagte Renn am Montagabend in einer Diskussion der Reihe „Potsdamer Köpfe“ im Hans Otto Theater.

Ortwin Renn ist designierter Nachfolger des Gründungsdirektors des Potsdamer Institut for Advanced Sustainability Studies (IASS), Klaus Töpfer. Renn sprach nun über Möglichkeiten der Wissenschaft, auf Klimawandel und Naturkatastrophen zu reagieren. Nach allen gängigen Definitionen habe die Zahl der Naturkatastrophen in den vergangenen Jahren zugenommen. Betroffen davon seien immer mehr Menschen, so Renn. Etwa 70 000 Menschen kämen weltweit jährlich durch Naturereignisse zu Tode. Die Zahl der Todesopfer nähme jedoch ab, die Schadenssummen hingegen stiegen. Der Mensch und der von ihm verursachte Klimawandel seien unter anderem die Ursachen für Naturkatastrophen, die Bedrohung an sich sei jedoch nicht wirklich dramatisch: Renn setzt die Zahl der Todesopfer in Vergleich zu den 2,3 Millionen Toten, die jährlich am Arbeitsplatz sterben oder den 1,2 Millionen, die durch Autounfälle umkommen.

Der Umweltsoziologe lenkt das Augenmerk auf die Vorsorge. „Wir können viel mehr im Vorfeld und bei der Nachsorge machen“, so Renn. Das IASS und die zahlreichen Institute am Potsdamer Telegrafenberg, die sich mit Klima- und Umweltforschung befassen, könnten das schon vorhandene Instrumentarium zur Bekämpfung von Klimakatastrophen viel stärker in den Fokus rücken, als es bisher geschehen sei. Hier sieht Renn seine Aufgabe als künftiger IASS-Direktor: „Es gibt Warnsysteme und das entsprechende Wissen, aber es fehlt der Wille, es einzusetzen.“ Die Ignoranz gegenüber der Vorsorge sei auch darin begründet, dass Naturkatastrophen und ihre Folgen immer noch als unbeeinflussbar eingeschätzt würden. Das stimme allerdings nur teilweise. Erdbeben und Hochwasserfluten ließen sich zwar nicht verhindern. Es gebe aber auch Ereignisse wie die Hitzewelle im Jahre 2003, die europaweit rund 23 000 Menschen das Leben gekostet hat. Die mögliche Vorsorge sei relativ einfach: „Mehr Wasser trinken und sich nicht unmittelbar der Hitze aussetzen“, so Renn.

Häufig seien es ohnehin eher die einfachen Maßnahmen und Mittel, mit denen einer Zerstörung von Mensch und Natur am besten begegnet werden könne. Drei Millionen Tote verursache die Luftverschmutzung jedes Jahr, die meisten davon in Entwicklungsländern. Holzfeuer privater Haushalte seien eine der maßgeblichen Ursachen. „Da kann erheblich durch günstige, umweltfreundliche Öfen geholfen werden“, so Renn. Eine Option, um die Umweltschäden ins Bewusstsein zu rücken, sei es auch, die Umweltkosten in die Produkte und die Wirtschaft einzupreisen. Ein entsprechender CO_2-Zertifikathandel war jedoch in den vergangenen Jahren eher erfolglos. Renn ist daher skeptisch gegenüber aufwendigen und komplizierten Lösungen zur Beeinflussung der Natur und dem menschlichem Handeln. RICHARD RABENSAAT

Skeptisch. *Ortwin Renn vermisst den Willen zur Katastrophenvorsorge.* *Foto: dpa*

NACHRICHTEN

Leukämie-Forschung gefördert

Mit insgesamt über 8,5 Millionen Euro fördert die José Carreras Leukämie-Stiftung (www.carreras-stiftung.de) Forschungsprojekte zur Bekämpfung von Leukämie und für die Aufklärung über den Blutkrebs. Unter den bewilligten Vorhaben ist auch die Arbeit von Professor Katja Arndt, die am Institut für Biochemie und Biologie Universität Potsdam zur Leukämie forscht. *PNN*

FUSSBALL UND GESELLSCHAFT *Potsdamer Historiker erforschen den Sport*

Das Jahrhundertspiel

Zeithistoriker untersuchen die Bedeutung des Fußballs. Bei einer Konferenz wollten sie nun den gesellschaftlichen und kulturellen Ordnungssystemen des Sports auf die Spur kommen

VON RICHARD RABENSAAT

Schon früh war der Fußball ein Integrationsmotor – und ist es bis heute geblieben. Das betonte Frank Bösch, Direktor des Zentrums für Zeithistorische Forschung (ZZF), zur Eröffnung des Symposiums zur Geschichte und gesellschaftlichen Bedeutung des Fußballs. Ziemlich genau zur Halbzeit des auf zwei Jahre angelegten Forschungsprojektes am ZZF gab das Symposium einen Einblick in den gegenwärtigen Forschungsstand.

In seiner aktuellen Satzung hat sich der Deutsche Fußballbund die „Förderung von Integration und Vielfalt“ ausdrücklich fest geschrieben. Die transnationale Ausrichtung des Fußballs begann schon in den 1920er-Jahren in England. Damals nahm die britische Insel Spieler aus den ehemaligen oder damals noch existierenden Kolonien in ihre Mannschaften auf, erklärte Bösch. Diese Geschichte schreibt sich heute im europäischen Bieterwettbewerb um hoch qualifizierte Spieler fort. Und auch auf lokaler Vereinsebene finden sich zahlreiche Spieler mit Migrationshintergrund.

Die Wahrnehmung von Spiel und Spielern unterliegt beim Fußball einer erheblich größeren Beachtung als die der meisten anderen Sportarten. Dies sei nicht nur ein Ergebnis der frühen weltweiten Vernetzung der Mannschaften, sondern auch der gewandelten medialen Wahrnehmung, stellte Bösch fest. „Die Medien haben den Fußball groß gemacht.“ Erst habe die Bildpresse um 1900 einen Eindruck vom Geschehen auf dem Rasen vermittelt und das Fernsehen in den 1960er-Jahren bewegte Bilder geliefert. In den 1990er- Jahren dann habe die weltweite Vermarktung und Übertragung von Spielen noch einmal eine andere Dimension erreicht. Stets habe man gefürchtet, das Interesse am unmittelbaren Spielgeschehen würde nachlassen. Aber die Übertragung des Bildes in die Wohnzimmer habe die Wahrnehmung weiter gesteigert, so Bösch.

Gegen eine strikte Orientierung hin zu einem gewinnorientierten Geschäftsmodell habe sich der deutsche Fußball lange gewehrt, erklärte der Historiker Nils Havemann, der unter anderem für das Deutsche Historische Museum in Berlin arbeitet. Aber schließlich sei im Jahre 2000 genau dieses mit der Gründung der Deutschen Fußball Liga (DFL) eingetreten. Havemann hat die Fußball- Bundesliga als „wirtschaftliches Erfolgsmodell“ untersucht – mit dem Ergebnis, dass die Kommerzialisierung der Fußballbundesliga erfolgreich war.

Ausgangspunkt des Symposiums war das Forschungsprojekt von Jutta Braun (ZZF) und Michael Barsuhn (Uni Potsdam) zur Geschichte des DDR-Fußballs. Beim ZZF, zusammen mit dem Zentrum deutsche Sportgeschichte und der Universität Münster forschen die Wissenschaftler im Auftrag des DFB (s. Text unten).

Auch in Deutschland waren schon früh Spieler vieler Nationen im Fußball vereint, so der Sportwissenschaftler Diethelm Blecking (Freiburg) . In den 1930er-Jahren änderten Spieler mit polnischen Abstammungswurzeln ihre Nachnamen hin zur deutschen Semantik. Heute sind Spieler wie der an der türkischen Schwarzmeerküste geborene Gelsenkirchener Mesut Özil Aushängeschilder der deutschen Nationalmannschaft.

Bei der Fußballweltmeisterschaft in Südafrika im Jahr 2010 hatte mehr als ein Drittel der deutschen Nationalmannschaft einen Migrationshintergrund, so Blecking.

Fast 60 000 Mannschaften in mehr als 25 000 Vereinen mit 80 000 Spielern bieten jedes Wochenende eine „sozial konkurrenzlose Kontaktfläche zwischen den gesellschaftlichen Gruppen und zwischen Einzelnen“, so Jutta Braun. Das schlägt sich auch im Lokalen nieder. In Berlin-Wedding werden die Boateng-Brüder an einer Brandwand mit metergroßem Bild und dem Spruch: „Gewachsen auf Beton“ geehrt. Jerome Boateng hatte bei der Weltmeisterschaft 2014 in der deutschen Nationalmannschaft gespielt. Sein Vater stammt aus Ghana, Jerome wuchs in Berlin-Charlottenburg auf.

Wie sich nationale Stereotypen in dem Bild widerspiegeln, dass sich die Öffentlichkeit von einzelnen Clubs macht, hat Christopher Young (Universität Cambridge) untersucht. Solche Stereotypen gebe es immer noch meint Young. Das werde dadurch begünstigt, dass im Fußball „ungestraft gehasst und geschmäht“ werden könne. In seinem Buch „Der Lieblingsfeind“ schildert er die komplexen, emotional geprägten Strukturen der Fußballnationen Deutschland, Holland, Österreich und England und kommt zu dem Schluss: „Deutschland ist das Holland Englands.“

Während der Zeit des Nationalsozialismus in Deutschland war auch der Fußball nicht vor faschistischen Übergriffen gefeit. Der Potsdamer Sportwissenschaftler Berno Bahro gelangt zu dem Schluss, dass Turn- und Sportvereine generell recht anfällig für die von den Nazis oktroyierten Strukturen gewesen seien. Der Fußballsport allerdings habe sich recht lange gesträubt, das Führer- und Arier-Prinzip strikt durchzusetzen. Bis 1937 hätten die Vereine Frankfurt und Kaiserslautern auch jüdische Spieler aufgenommen. Erst 1940, als die Nazis eine entsprechende Mustersatzung verabschiedeten, seien Juden auch aus den Fußballvereinen vollständig verdrängt worden. Abseits des erfolgreichen Geschäftsmodells Fußball existiert die hoch emotionale Bindung des einzelnen Fans an „seinen“ Verein. Die geht so weit, dass auf dem Hamburger Hauptfriedhof ein „Sterben in Vereinsfarben“, möglich ist. Der Sarg wird mit den Farben des HSV dekoriert, berichtete der Historiker Hans Joachim Teichler (Uni Potsdam). Die letzte Ruhestätte für die Fans liegt dann in Hörweite zum Stadion.

Auf einer kleinen Insel

Die Potsdamer Historikerin Jutta Braun untersucht die Geschichte des Fußballs in der DDR

„Der Fußball war eine kleine kapitalistische Insel in der sozialistischen DDR“, stellt die Historikerin Jutta Braun fest. Fußballspieler seien in begrenztem Umfang ebenso zwischen den Clubs gehandelt worden wie im kapitalistischen Westen. Zwar habe der Staatsapparat der DDR versucht, Kontrolle über die Clubs auszuüben, aber das sei nicht vollständig gelungen. „Fußball funktioniert einfach anders als andere Sportarten“, sagt Braun.

Der Sport und auch der Fußball seien zwar klar von den diktatorischen Strukturen des Regimes geprägt gewesen. In jeder Mannschaft habe es Stasi-Spitzel gegeben. Dennoch hätten sich beim Fußball Gepflogenheiten eingeschlichen, die eigentlich nicht so recht zu allgegenwärtigen staatlichen Kontrolle gepasst hätten.

Zunächst einmal sei die Ausgangssituation für den Fußball in der DDR die gleiche gewesen wie für den Fußball in den westlichen Besatzungszonen: Zum Beginn des Jahres 1946 lösten die Alliierten sämtliche bestehenden Fußballvereine auf, weil diese als Unterorganisationen der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP) eingestuft wurden. Der Glaube an blinden Gehorsam und nationalsozialistische Heldenfeiern in den Vereinen sollte ein für alle Mal der Vergangenheit angehören. Während aber im Westen recht schnell wieder neue, freie agierende Vereine gegründet werden konnten, mühten sich die Sportfunktionäre in der DDR, die Kontrolle über den Sport zu behalten. Statt selbständig agierender Clubs wurde fortan in Sportgemeinschaften gespielt, die bald in Betriebssportgemeinschaften überführt wurden. Diese waren an die Betriebe angegliedert, wurden von dort finanziell ausgestattet und von den Funktionären entsprechend kontrolliert.

Die Wissenschaftlerin weist auch auf die politische Dimension des Fußballs hin. Der Sport sei ein Teil des Wettkampfs der Systeme gewesen und nicht nur ein sportliches Ereignis. In erster Linie aber sollte der Fußball der lokalen Identifikation dienen. Die Bevölkerung sollte sich für „ihren Verein“ begeistern. Zu diesem Zweck seien auch schon einmal gezielt Mannschaften in strukturschwache Gebiete verpflanzt worden. Das habe ganz gut funktioniert, meint Braun.

Die Fußballclubs seien die regionalen Aushängeschilder der Bezirke gewesen. „Diese Kräfte und der für die DDR-Nationalmannschaft verantwortliche Deutsche Fußballverband (DFV) sorgten für ein Kräftegleichgewicht, so dass Vereinswechsel nur schwierig durchsetzbar waren“, so Braun. Allein zur Stärkung der Schwerpunktclubs mit internationalen Aufgaben und zur Stärkung der Entwicklung von Nationalspielern hätten Wechsel unter Zähneknirschen der abgebenden Fußballclubs und der Betriebssportgemeinschaften (BSG) vorgenommen werden dürfen. „Unterhalb dieser Ebene entwickelte sich allerdings ein reger Markt, der insbesondere von den BSG großer Kombinate genutzt wurde und nach marktähnlichen Strukturen funktionierte.“ Allerdings sei es nie gelungen, so wie in vielen olympischen Sportarten gezielt Spitzenleistungen zu planen, so Braun.

Entscheidend. *DDR-Stürmer Jürgen Sparwasser jubelt am 22. Juni 1974 nach seinem Treffer zum 1:0 gegen die BRD.* *Foto: dpa*

Das lag auch daran, dass der athletische Nachwuchs durch gezielte Auswahl früh in andere Sportarten gelenkt wurde. Dort sollte er glänzen und möglichst viele Medaillen gewinnen. Diese Entwicklung habe der führende Sportfunktionär der DDR, Manfred Ewald, vorangetrieben. Aus langjährigen Fußballern wurden so Ruderer, stellt Jutta Braun fest.

Zudem habe es unter Fußballfans immer wieder Sympathiebekundungen für Westvereine gegeben. „Chemnitz grüßt die deutsche Nationalelf und den Kaiser Franz“, skandierten DDR-Fans beim Europameisterschaftsqualifikationsspiel zwischen der Bundesrepublik und Polen 1971 in Warschau, wie ein Bericht des Ministeriums für Staatssicherheit akribisch auflistet. RICHARD RABENSAAT

Eine Frage der Würde

Der 11. Potsdamer Lateintag für Schüler und Lehrer

Bereits zum elften Mal veranstaltet die Klassische Philologie der Universität Potsdam den Potsdamer Lateintag. 500 Schüler und Lehrer aus Brandenburg und Berlin werden am 25. September auf dem Campus Griebnitzsee erwartet. „Wir wollen mit Schülern in der historischen Kommunikation antike Texte zu aktuellen Themen befragen“, sagt Ursula Gärtner, die die Veranstaltung leitet. Im Mittelpunkt steht diesmal der Begriff der Würde.

Welche Würde Sklaven haben, und ob der Freitod des Cato Uticenis würdevoll war, wollen die Wissenschaftler zusammen mit den Schülern fragen. Auch wird es darum gehen, welches Verständnis von Würde Caesar hatte – und wie sich dies auf heute übertragen lässt. Die Lehrer erfahren währenddessen in einem Workshop, wie das Smartboard den Lateinunterricht gestalten kann. Zuvor erörtert der Philosoph Stefan Büttner-von Stülpnagel von der Universität Potsdam den „schwierigen Begriff“ der Würde und seine antiken Wurzeln. Die Historikerin Claudia Tiersch von der Humboldt-Universität zu Berlin spricht über „Würde ohne Ehre? Zu Wandlungen des dignitas-Verständnisses zwischen später Republik und frühem Prinzipat“.

Die gesamte Veranstaltung ist laut Mitteilung der Universität ausdrücklich für die Teilnahme von Lehrern und Schülern konzipiert und als Fortbildungsveranstaltung anerkannt. Eine Anmeldung, insbesondere für die Seminare, ist aus organisatorischen Gründen obligatorisch (Anmeldungen per E-Mail an: alexandra.forst@uni-potsdam.de). *PNN*

Eng verbunden

Universität würdigt den Germanisten Peter Weber

Ein Kolloquium würdigt das Werk des Germanisten Peter Weber. Am 26. September wird der germanistische Literaturhistoriker 80 Jahre alt. Aus diesem Anlass veranstaltet das Institut für Germanistik ein Kolloquium mit nationalen Experten, das sein wissenschaftliches Werk in der ost-westlichen Beziehungsgeschichte des Fachs verorten soll (9-18 Uhr, Campus Neues Palais, Haus 8). Unter dem Titel „Literarische und politische Öffentlichkeit“ erörtern die Referenten das Wirken des mit der Universität Potsdam und ihrer Geschichte eng verbundenen Literarhistorikers. Die Laudatio zum 80. Geburtstag wird der Germanist Professor em. Günter Oesterle von der Justus-Liebig-Universität in Gießen halten.

Peter Weber leitete in den 1970er- und 1980er-Jahren die Forschungsgruppe „Deutsche Literatur um 1800“ des Zentralinstituts für Literaturgeschichte an der Akademie der Wissenschaften der DDR. In dieser Zeit kooperierte er häufig mit Potsdamer Germanisten. Von 1992 bis 1997 war er in dem „Forschungsschwerpunkt der Geisteswissenschaftlichen Zentren“ tätig, aus dem schließlich das Potsdamer „Forschungszentrum Europäische Aufklärung“ (FEA) wurde. Dieses gehört seit 2008 zur Philosophischen Fakultät der Universität Potsdam. Das FEA befasste sich insbesondere auch mit Peter Webers „Studien zur Berliner Aufklärung“. „Webers Arbeiten sind noch immer anregend und ergiebig für aktuelle Fragestellungen und Tendenzen einer interdisziplinär verfahrenden germanistischen Forschung“, sagte Iwan Michelangelo D’Aprile von der Uni Potsdam. *PNN*

„Das ist nicht das Ende der EU“

Uni-Politologe Scheller über die Krisen in der EU

Herr Scheller, droht die aktuelle Flüchtlingskrise die Europäische Union zu spalten? Kann die Union daran sogar zerbrechen?

Der Begriff „Spaltung“ suggeriert ein Untergangszenario. Keine Frage: Momentan findet eine Lagerbildung zwischen den Mitgliedstaaten statt, die der Idee von einer solidarischen und zusammenwachsenden Union widerspricht. Das eigentliche Problem ist jedoch, dass wir den europäischen Integrationsprozess seit jeher als Einbahnstraße in Richtung von immer mehr Integration verstanden haben. Auch in der Wissenschaft sind wir nicht vorbereitet gewesen, um Krisen von diesem Ausmaß zu erklären. Wenn wir europäische Integration stärker als Wechselspiel zwischen integrativen und desintegrativen Phasen verstehen würden, fiele es uns leichter, auch die gegenwärtigen Krisen differenzierter zu beurteilen.

Angesichts der teilweise wieder eingeführten Grenzkontrollen in der EU: Ist die Idee von Schengen gescheitert?

Momentan ist von Schengen – also der grenzüberschreitenden Freizügigkeit ohne Passkontrollen – tatsächlich nicht viel übrig geblieben. Zwar dürfen Grenzkontrollen kurzzeitig jederzeit wieder eingeführt werden, allerdings ist natürlich das Bild von Stacheldrahtzäunen und sich schließenden Eisentoren verheerend. Aber auch hier gilt: die gegenwärtige Sondersituation begründet nicht das Ende der EU.

Das Problem Griechenland hatte die Gemeinschaft ja gerade bewältigt. Oder sieht das es nur so aus?

Von einer Bewältigung der Griechenland-Krise kann keine Rede sein. Mit dem letzten Rettungspaket ist erneut Zeit gekauft worden. Es wird abzuwarten sein, wie sich die Wirtschaft nach der jüngsten Parlamentswahl entwickelt. Griechenland stellt sicherlich einen Spezialfall dar. Gleichwohl weisen auch Spanien, Italien, Zypern, Portugal und selbst Belgien – trotz aller anders lautender Aussagen in der deutschen Politik – nach wie vor Schuldenstände von zum Teil weit über 100 Prozent des Bruttoinlandsprodukts auf – ganz zu schweigen von extrem hohen Arbeitslosenquoten und den damit verbundenen sozialen Verwerfungen.

Foto: UP

Henrik Scheller (40) ist Vertretungsprofessor am Lehrstuhl Politik und Regieren in Deutschland und Europa der Universität Potsdam.

Was wird nun aus dem Euro. Bleibt die Frage nach dem Grexit weiter aktuell?

Der Euro ist in der gesamten Krise stabil geblieben und wird als zweitwichtigste Reservewährung der Welt fortbestehen. Angesichts dieser globalen Bedeutung werden die Staats- und Regierungschefs alles daran setzen, einen Erhalt der gemeinsamen Währung sicherzustellen. Ein substanzieller Schuldenschnitt in den Krisenstaaten ist dafür jedoch unausweichlich.

Sie haben auf einer politikwissenschaftlichen Tagung an der Potsdamer Universität nun die Frage gestellt, ob die Politisierung der EU Chance oder Risiko ist. Was ist dabei herausgekommen?

Zunächst einmal stellen wir fest, dass sich immer mehr Menschen mit Fragen der EU befassen. Dies ist positiv, verwundert aber kaum. Denn besonders in den gegenwärtigen Krisen wird sichtbar, wie stark die EU inzwischen in den Lebensbereich der Menschen eingreift. Dies polarisiert und lässt neue Parteien und Protestbewegungen entstehen. Diese neue Diskurskultur birgt Chancen, da Europapolitiker auf allen Ebenen ihr Tun noch stärker rechtfertigen müssen. Populistische Parteien oder radikale Bewegungen bergen aber auch Risiken, wenn sie dem System ihre Zustimmung gänzlich verweigern und in destruktiver Weise dagegen polemisieren.

Ihre Vision für die Zukunft der Europäischen Union?

Die EU wird auf absehbare Zeit unter Beweis stellen müssen, ob sie in der Lage ist, die ganz neuen, mit der Flüchtlingswelle verbundenen Integrationsleistungen administrativ und menschlich zu bewältigen. Darüber dürfen Politik und Bürger aber nicht vergessen, wieder Visionen für eine Demokratisierung der EU auf die Agenda zu setzen. Die Politisierung der EU muss Anlass sein, darüber nachzudenken, wie der technokratische Politikstil in Europa überwunden werden kann. Das kostet Zeit, Geld und Nerven, sollte es aber der EU und ihren Mitgliedern wert sein.

— Das Interview führte Jan Kixmüller